

PSYCHO-NEWS-LETTER NR. 52

EIN KLEINER LITERATURRENDEFLUG

Michael Buchholz

Februar 2007

VON NOTWENDIGKEIT UND WERT DER FORSCHUNG

Eines dürfte sich aus alledem mit schönster Klarheit ergeben: Die Notwendigkeit von Forschung ist nicht eine Sache der Theorieüberprüfung oder der Erfolgs-ermittlung allein, sie kann nicht als Angelegenheit von „egg-heads“ abgetan werden, sie ist keine Sache der

„Fliegenbeinzähl-er“ und keine überflüssige „intellektuelle“ Spielerei. Forschung betrifft den institutionellen Kern, wie und Kernberg und Weick gleichsinnig zeigen; denn

wenn Situationsdefinitionen vom Charisma des lokalen Lehranalytiker-Matadors bestimmt werden, kann dieses Charisma nur geprüft werden – unter Hinweis auf unabhängige Wissensquellen. Mit vielen anderen vermute auch ich, dass in den Köpfen unserer Kandidaten Einiges von solchem Wissen gehortet wird und wir sie nur ermutigen müssten, es preis zu geben – und uns ermutigen, sich dem zu stellen. Das bedeutet nicht, in einem Seminar jede Rationalisierung von Kandidaten anzunehmen, jedem neuesten Diagnostiktrend hinterher zu flitzen oder dass jeder Oppositionslust in Seminaren

(„Pharmakologisch betrachtet ergibt sich aber...“, „Die Neurowissenschaften besagen ...“) unverhältnismäßig viel Raum gegeben werden müsste. Es bedeutet – argumentieren lernen oder wieder lernen!

Eine vorzügliche Quelle dafür ist die „Ulmer Trilogie“, das mittlerweile dreibändige

Lehrbuch von **Helmut Thomä** und **Horst Kächele**, dessen erste beide Bände über „Grundlagen“ und „Praxis“ jetzt in der dritten Auflage seit dem Ersterscheinen von 1985 vorliegen, während der dritte

Band über „Forschung“ jetzt gänzlich neu dazu gekommen ist.

Neu eingefügt wurde im ersten Band ein Abschnitt über Divergenzen und Konvergenzen, der deutlich macht, in wie rasanter Weise die psychoanalytischen Theorie-Kontinente auseinander gedriftet sind. Von Pluralismus zu reden bekommt auf diesem Hintergrund eher die Tendenz einer schönrednerischen Ausblendung; immerhin aber sind einige Mythen aufgegeben worden, z.B. der, dass ein psychotischer Patient im wesentlichen wie ein Säugling sei (Bd 1, S. 51). Hinzugekommen ist eine Verbindung

Freuds Jungtim Formulierung von 1927

"In der Psychoanalyse bestand von Anfang an ein Jungtim zwischen Heilen und Forschen, die Erkenntnis brachte den Erfolg, man konnte nicht behandeln, ohne etwas Neues zu erfahren, man gewann keine Aufklärung, ohne ihre wohltätige Wirkung zu erleben. Unser analytisches Verfahren ist das einzige, bei dem dies kostbare Zusammentreffen gewahrt bleibt. Nur wenn wir analytische Seelsorge betreiben, vertiefen wir unsere eben aufdämmernde Einsicht in das menschliche Seelenleben. Diese Aussicht auf wissenschaftlichen Gewinn war der vornehmste, erfreulichste Zug der analytischen Arbeit."

(Nachwort zur Frage der Laienanalyse)

zwischen Schematheorie und Übertragung (S. 65 f.) und eine weit stärkere Berücksichtigung der Intersubjektivität, die den Stand der Theoriebildung hervorragend wiedergibt (S. 91 f.).

Ich habe den zweiten Band über „Praxis“ immer für ein sehr gutes Instrument in der Lehre gehalten, weil das, was im ersten Band theoretisch ausgeführt wird, hier nun mit vielen längeren und kürzeren Transkriptausschnitten aus den Beständen der Ulmer Textbank lebensnah illustriert wird. Die neuen Erfahrungen (im Vergleich zur ersten Auflage von 1985) mit der psychosomatischen Theorie, insbesondere mit Konversion und Körperbild finden breite Darstellung (Band 2, 381 f.), ja das Körperbild wird sogar ausdrücklich als „psychoanalytische Domäne“ angesprochen (S. 436). Ein eigener Abschnitt über „Ergebnisse“ (ab S. 441) wurde eingefügt, wo Leser meiner PNL nicht nur alte Vertraute wieder finden, sondern eine breite Fülle von empirischen Studien über den „outcome“ psychoanalytischer Behandlungen in empirischer Sicht. Natürlich finde ich auch eine Bemerkung über mein Buch „Psychotherapie als Profession“ (1999). Danach teilen die Ulmer Autoren und ich die Auffassung, dass Psychotherapeuten eine Botschaft vermitteln und darin sicher sein müssen, weil der wissenschaftliche Zweifel während der Ausübung der Profession eher schädlich wirken muß. Dass daraus eine „folie à deux“ zwischen Therapeut und Patient folgen müsse, wie die Autoren mir zuschreiben (S. 442), wundert mich, weil ich im ganzen Buch die Meinung vertrete, dass Profession Wissenschaft in ihrer Umwelt benötige und dass es falsch sei, wider gesichertes Wissen zu handeln. Nein, ich schätze Forschung – aber sie ist nun mal etwas anderes als professionelles Handeln. Manchmal erkennt ein Vielleser wie ich an der

Wiedergabe eigener Texte, wie genau andere lesen.

Aber nun zum dritten Band dieses opus magnum aus Ulm.

Was psychoanalytische Forschung in der klugen Verschwisterung mit empirischen Methoden vermag, davon kann man sich hier nachhaltig Eindruck holen. Hier geht es nicht nur um „outcome“, sondern um dessen Zusammenhang mit dem therapeutischen Prozess.

Schon in der Einleitung machen beide Autoren – am Forschungsband haben viele andere mitgeschrieben – klar, dass eine Überbetonung des „Erkenntnisanspruchs“ die Forschungsdebatte auch erschwert hatte; Forschung und Heilung fallen nach Freuds berühmter Junktin-Formulierung zusammen, aber Freud hatte neben dem Wahrheitsanspruch auch noch die „wohltätige Wirkung“ betont. Nicht nur die „richtige Deutung“, sondern durchaus noch ein bisschen mehr spielt eine Rolle, damit die „Kur“ wohlütig werden kann – aber was ist es und wie kann man es ermitteln?

“Die wissenschaftliche Erforschung des Einzelfalles stellt u.E. die zeitgemäße Version der Junktinbehauptung dar“ (S. 9)

Zu dieser ersten Conclusio bringen die Autoren ihre Diskussion von Experiment vs. Klinische Situation, Einzelfall vs. Gruppenstatistisches Design und starten von da aus sofort in die Erörterung der methodologischen Probleme. Es geht also nicht um die Anwendung von „Gesetzen“, sondern die seelischen Konflikte werden in der Interaktion ausgetragen:

“die Art und Weise wie diese sich entwickelt, ist deshalb eine Funktion des dyadischen Prozesses. Seine Form ist einzigartig für jede therapeutische Dyade, was jeder psychoanalytischen Behandlung den Status einer singulären Geschichte verleiht.“ (S. 12)

Der Vorwurf, Psychoanalyse sei keine Physik-analoge Wissenschaft wird zurecht unter Hinweis auf vielerlei Autoren abgewiesen, die eigene Ortsbestimmung in

der Nachfolge Freuds als *Empiriker* vorgenommen, genauer: als „ideographische¹ Nomothetiker“ (S. 16). Diese Bestimmung des eigenen theoretischen Ortes wird später eingelöst, indem gezeigt wird, dass Transkripte eben jenes Material enthalten, welches im weitesten Sinne Operationalisierungen theoretischer Konzepte vorführt.

“Die Psychoanalyse hat wesentlich zur Überwindung des geistesgeschichtlichen Gegensatzes von Verstehen und Erklären beigetragen” (S. 16)

Psychoanalytiker müssen nämlich die hermeneutische Kunst des Verstehens beherrschen, sie müssen die psychoanalytische Situation so „einrichten“, dass sie selbst verstanden werden können und sie können aus ihren Erfahrungen schließlich Typologien (S. 16) bilden. Ihre Konzepte sind im weitesten Sinne an den textlichen Materialien nicht eines Stundenprotokolls aus dem Gedächtnis, sondern eines genauen Transkripts zu überprüfen, welches Rede und Gegenrede sorgfältig in den Details festhält. Seit Jahren haben sich die Ulmer um diese Position bemüht und die „Ulmer Textbank“ aufgebaut, die für Interessierte zur Verfügung gestellt wurde (S. 280 listet das auf) und wird. Diese Datenbank enthält nicht Statistiken, sondern Transkriptionen von den verschiedensten therapeutischen Situationen, aus langen und kurzen, aus drei oder vierstündigen Behandlungen, abfragbar nach Diagnosen oder nach dem Geschlecht von Therapeut oder Patient und nach vielen anderen Möglichkeiten.

¹ Richtig muß es natürlich „ideographisch“ heißen – etwas gründlichere Beseitigung solcher und anderer kleiner Schreibfehler wäre Sache eines Lektors gewesen, die es bekanntlich in Verlagen kaum noch gibt. Der Unterschied ist nicht nebensächlich. **Samuel Hammerschlag** bescheinigte seinem Schüler **Sigmund Freud** noch im Gymnasium, er habe einen „idiotischen Stil“ – nämlich einen ganz eigenen, ganz Individuellen und deshalb Hervorragenden. Dies Individuelle will die *ideographische* Methode beschreiben und nicht etwa Ideen, während die Nomothetik in der Anwendung des Allgemeinen ihr Heil sucht.

Im Zentrum des dritten Bandes über Forschung steht der Fall von **Amalie X.** Diese Patientin wurde von Thomä behandelt, bei Behandlungsbeginn 35 Jahre alte Lehrerin, die an depressiven Verstimmungen und einem niedrigen Selbstwertgefühl litt, religiös gebunden und an gelegentlichen Zwangsgedanken und –impulsen leidend. Manchmal errötete sie auch. Ihr Fall wird zum *Musterfall* einer psychoanalytischen Behandlung, da

“er tonbandaufgezeichnet, transkribiert und öffentlich für Wissenschaftlicher zugänglich ist. Dass es eine psychoanalytische Behandlung ist, kann aufgrund des beruflichen Ansehens des behandelnden Analytikers kaum bezweifelt werden.“ (S. 123)

Wir erfahren zunächst einiges über Biographie, Psychodynamik und Behandlungsverlauf, was in der mitgeteilten Detailliertheit weit über die gängigen Behandlungsberichte hinaus geht und deshalb schon für viele Seminare geeigneten Stoff bietet. Es wird durchaus angeregt, neuere Behandlungsberichte dieser Präzision mehr zu diskutieren als die Freudschen Fallgeschichten; **Arlow** wird zitiert, der gemeint habe, man müsse sich von den Objekten seiner Jugend auch lösen – worin man nur zustimmen kann. Der Verlauf wird sequentiell dargestellt, aber auch im Querschnitt, d.h. nach Themen wie Sexualität, familiäre Beziehungen, Selbstbefriedigung, Beziehung zum Analytiker usw. gegliedert. 25 Jahre nach Abschluss der Behandlung ist mit Amalie ein Bindungsinterview durchgeführt worden, das auf einem Arbeitstreffen für Qualitative Forschungen sowohl mit den Methoden der Bindungsforschung als auch mit anderen Methoden evaluiert worden war; meine damals vorgetragene metaphernanalytische Auswertung kann man bei mir anfordern. Insgesamt ergeben die katamnestischen Befunde über diesen langen Zeitraum, dass es der Patientin erheblich besser geht und sie selbst dies in Verbindung mit der Analyse bringt.

Daran schließt sich eine Analyse manualgeleiteter Prozessforschung an, die ich etwas ausführlicher besprechen will. Die genaue Diskussion des Junktims mit den Hinweisen auf „Seelsorge“ und „wohltätige Wirkung“ *neben* den Gewinnen an „Erkenntnis“ zahlt sich nun unmittelbar aus, weil der Deutungsfanatismus abgewehrt werden kann und problemlos andere Komponenten, allen voran der Aufbau einer tragfähigen Arbeitsbeziehung oder der Angstberuhigung der angemessene Platz eingeräumt wird. Der Analytiker ist nicht nur Übertragungsobjekt, sondern er hat eine Aufgabe zu erfüllen.

“Der Psychoanalytiker erfüllt hier eine bestimmte Aufgabe, die nicht auf Vater oder Mutter in einer geschlechtsspezifischen Weise reduziert werden kann. Heimann hat diese Funktion als Ergänzungs-Ich bezeichnet...” (S. 179)

Diese Funktion des „Ergänzungs-Ich“ besteht darin, dem Patienten neue Begriffe für seine Gefühle ebenso anzubieten wie neue Verstehensrahmungen irritierender Erfahrungen. Bei **Paula Heimann** heißt es, der Analytiker

„lehre das Kind [den Patienten] neue Begriffe, neues Denken....“

und die lang debattierte Frage danach, ob korrigierende emotionale Erfahrung „noch analytisch“ oder „nur Psychotherapie“ sei, erweist sich als vollkommen gegenstandslos. Man sieht, dass historische Identifizierungen auch mit bestimmten Themen ihr Gewicht behalten und durch die Macht der Tradition nur schwer loszuwerden sind. Hier bekommt man ein wohltuendes Gefühl für korrigierende kognitive Erfahrungen.

Die 152. Stunde ist dann ausgewählt worden. In einer Spalte wird der Verlauf der Stunde zum Mitlesen angeboten, in der Spalte daneben kann man die klinischen Kommentare verfolgen. Auch hier finden wir in einzeln Erörterungen das Thema der Identifizierung wieder, weil die Patientin

sich sehr mit dem „Kopf“ des Analytikers beschäftigt; sie möchte wissen, wie er denkt, warum er so denkt wie er denkt und zugleich handelt es sich um eine unbewußte Verschiebung, weil sie an seinem Genitale interessiert ist, was vollkommen plausibel und zwanglos erarbeitet wird. Zur Identifizierung heißt es:

“Denn das Thema des Nicht-so-sein-könnens-Wie, des Andersseins, also die Frage von Ähnlichkeit und Verschiedenheit, von Identität und Nichtidentität bilden den allgemeinen Rahmen, innerhalb dessen sich die unbewussten Probleme darstellen.” (S.181)

Wir begegnen hier einem Problemtypus wieder, den wir bei den *institutionellen* Problemen um die Konversion von Kandidaten schon beschrieben fanden, diesmal freilich innerhalb der Diskussion einer Behandlung. Freilich wird gut erkennbar, dass die Identifizierung mit der analytischen Funktion so erfolgt, dass die Patientin ihre unbewussten Probleme in einem neuen Deutungsrahmen aufnehmen kann und *dadurch* ihr Verstehen und Selbstverstehen erweitert wird. Konversion, also das Gewinnen neuer Überzeugungen und die Veränderung des Blicks auf sich selbst, scheinen zentraler „Mechanismus“ der psychoanalytischen Therapie zu sein – und bietet natürlich auch Anlaß zu allerlei Sorgen, weil dieser Mechanismus natürlich auch wiederum missbraucht werden kann. Hier aber ist eindrucksvoll nach zu verfolgen, wie genau die Patientin daran interessiert ist, ihren Analytiker auch darin zu verstehen, wie er sein Kopf benutzt, wie er denkt, wie er zu seinen Deutungen und Schlussfolgerungen kommt. Der seinerseits formuliert vorab als technische Leitlinie, das er über die unbewussten Prozesse der Entstehung der Deutung nichts mitteilen wolle und das auch gar nicht könne, weil hier Introspektion und Empathie auf komplexe Weise ineinander spielen. Wichtiger ist etwas anderes:

“Denn, wie immer Deutungen entstanden sein mögen: soweit sie dem Patienten tatsächlich mitgeteilt werden, haben sie sich an kognitiven Kriterien auszurichten“ (S. 182)

Sie müssen verständlich sein und nicht kryptisch, argumentativ und nicht autoritär verordnet, sie müssen prüfbar sein und nicht nur glaubhaft. An einer Stelle schreibt Thomä auch, die Fähigkeit des Analytikers, sich für Irrtümer zu entschuldigen, sehe er als einen zentralen kurativen Faktor an – und das stimmt mit Shaws Bericht aus seinen Supervisionserfahrungen (s.o.) recht gut überein.

Die Überprüfung ist also nicht nur Teil einer externen Angelegenheit durch behandlungsfremde Forscher, sondern interner Teil einer Kooperation, in der sich verschiedene Bedeutungsgebungen einander konfrontieren und aneinander abarbeiten. Die Theorie, etwa die von der unbewussten Verschiebung, hat hier eine Hilfsfunktion, die sensibilisiert für bestimmte Themen, nicht aber dogmatisch angewendet würde.

Diese Stunde in der doppelten Darstellung von Transkript und Kommentar ist auf mehreren internationalen Konferenzen vorgetragen und von renommierten Analytikern diskutiert worden. Es gibt keinen Zweifel, dass es sich um *Analyse* handelt und niemand hat Zweifel geäußert, dass der beachtliche Erfolg insgesamt eingetreten ist.

Ich will aber einen kritischen Kommentar machen zur Aufbereitung des Materials selbst. An mehreren Stellen wird im Druck (z.B. auf Seite 189, linke Spalte unten) nicht erkenntlich, wer spricht oder ob es sich um eine Zusammenfassung durch indirekte Rede handelt. Wenn man liest:

“Diesen Gedanken habe sie aber ganz schnell zur Seite geschoben und er war wieder weg.”

dann ist das erkennbar als *indirekte* Rede. Wenn es dann unmittelbar anschließend aber so weiter geht:

“Als Sie mit den Schrumpfköpfen anfangen, da dachte ich, wo holt er das wieder her”.

dann ist es *wörtliche* Rede. Vielleicht ist hier nur nicht sorgfältig Korrektur gelesen worden. Vielleicht aber liegt auch ein Problem darin, wie man die Dinge präsentieren kann, welche Zusammenfassungen erforderlich sind usw. An der genannten Stelle fehlen die sonst verwendeten Kennzeichnungen durch P oder A für die beiden Sprecher (Patientin oder Analytiker). Auch folgen mehrfach Abschnitte aufeinander, wo nur P spricht und vieles von abschweifenden Gedanken eher zusammengefasst wird. Wenn von *T r a n s k r i p t e n* die Rede ist, muß man nach meiner Auffassung hier höhere Anforderungen an die Genauigkeit stellen. Denn es steht ja nie von vorneherein fest, was eigentlich „das Relevante“ ist. Das müsste sich einer Gesprächsanalyse ja immer erst erschließen, bevor man es kommentieren und deuten kann. Und Menschen reden in Dialogen auch meist nicht so elegant wie in den hier gedruckten Versionen; das macht ja gerade das Interessante aus. Nur wenn man das Original und das Originelle *genau* mitteilt, können auch Dinge entdeckt werden, die über die bekannten psychoanalytischen Kommentierungen *hinaus* gehen. Die hier mitgeteilten Gesprächsinformationen wirken auf mich recht verdichtet. Transkripte lassen erkennen, dass Menschen viel „wirrer“ reden, öfter neu anfangen, mehrere Themen gleichzeitig verhandeln, eins ins andere verschachteln usw. Dieser in wörtlicher Rede so erhellende Kuddelmuddel ist hier gereinigt und getilgt. Das dient der Übersichtlichkeit, aber bringt vielleicht auch das eine andere zum Verschwinden. Die Frage „Transkript oder Protokoll?“ ist insofern immer auch eine Vorentscheidung dafür, ob man sich öffnen will dafür, auch etwas Neues entdecken zu können.

Im großen und Ganzen aber gelingt es überzeugend, den Verdacht, hier würden die Eier gefunden, die man selbst vorher versteckt habe, abzuweisen. Die in den Kommentaren zur Geltung kommenden psychoanalytischen Kategorien sind überzeugend, gerade weil sie sich auf ein deutlich präsentiertes Material beziehen, das so weit wie möglich zunächst als Daten, also als Abbild eines realen Ablaufs präsentiert wird. Man könnte höhere Grade der Datengenauigkeit fordern, aber man muß das nicht, um dennoch die Überzeugung zu gewinnen, dass hier Psychoanalyse betrieben wurde. Mehr noch, *wie* hier Psychoanalyse betrieben wurde.

In folgenden Kapiteln kommen ganz andere Auswertungsstrategien zu Geltung. Einzelne statistisch auswertbare Prozeduren zeichnen etwa die Entwicklung des Selbstwertgefühls nach oder nutzen die PERT-Technik („Patient's Experience of Relationship to the Therapist“) nach **Merton Gill**, um spezielle Fragen des Prozesses zu sondieren. Das Interessante ist in meinen Augen, wie dasselbe Material unterschiedlichen Auswertungsprozeduren unterzogen werden kann und dann auch unterschiedliche, aber nicht widersprechende Befunde ermittelt werden können. Das ist es, was die Psychoanalyse mit anderen Wissenschaften gemeinsam hat. Eine Grundregel etwa in der Quellenkunde von Historikern lautet, dass der Wert einer Quelle mit der an sie herangetragenen Fragestellung variiert. Wenn man ein mittelalterliches Dokument über die Auszahlung einer Kanzlei an einen fremden Hof danach befragt, welches Wetter zur damaligen Zeit geherrscht habe, wird die Quelle nicht antworten; ihr Wert ist gleich null. Stellt man andere Fragen, wird sie plötzlich ergiebig. Und im Fall der Evaluation von Transkripten können manualgesteuerte Auswertungen, zunächst qualitativ, dann zu quantitativen Statistiken

gruppiert werden und man sieht in schönen Graphiken, wie einzelne Variablen klinisch verlaufen und dass man solche Verläufe wiederum mit klinischem Gewinn interpretieren kann.

Konzeptualisiert man etwa kognitive Prozesse als sprachlich mitgeteiltes inneres Geschehen, dann kann man inhaltsanalytisch verschiedene „Kontexte“ (Informationsselektor, den Wertraum, Strategien der kognitiven Beurteilung oder einen Selbstreflektor usw., S. 222) unterscheiden und deren Verlauf am Beispiel des Umgangs mit Träumen studieren. Ein solcher heraus zu hebender Topos bietet sich meist an; dann kann man vergleichen, wie die Traumberichte sich unter dem Einfluß der Behandlung verändern. Anfänglich dominieren normative Wertungen, gegen Ende selbstreflexive Prozesse. Auch nimmt – im Vergleich mit anderen Patienten – die Fähigkeit von Amalie, ihre Träume selbst zu verstehen, enorm zu. Auch dafür wird dann Material in Transkriptform präsentiert.

Weitere Untersuchungsmethodiken mit dem ZBKT oder der Methode der Planformulierung schließen sich an. Aber auch klinisch anregende Themen, wie etwa die Reaktion auf Analyse-Unterbrechungen werden untersucht. Sie dienen ebenfalls als Veränderungsindikatoren. Klärungen der Kausalverhältnisse und einzelner klinischer Hypothesen werden möglich:

“Die Ergebnisse unserer Untersuchungen haben jedoch keinen prädiktiven Wert; damit meinen wir, dass aus dieser Untersuchung nicht abgeleitet werden kann, dass Amalie sich veränderte, weil der Analytiker die trennungsbezogenen Gefühle interpretierte. Autoren wie Meltzer (1967) postulierten, dass die Analyse der trennungsbezogenen Ängste und Abwehrformen der ‚Motor der Analyse‘ sei.“ (S. 261)

Gezeigt habe sich vielmehr, dass der Analytiker die Trennungsreaktionen vorsichtig und „unsystematisch“ gedeutet

habe; vor allem im mittleren Drittel der Analyse hat er das Thema weitgehend ignoriert.

Vergleicht man dann allein die Redemenge von A und P, ergeben sich auch klinisch aufschlussreiche Beobachtungen. Die Verkettung der Redefolgen zeigt nämlich, dass A nicht nur sehr viel weniger redete als P, sondern beide sich offenbar auch frei fühlten; das statistische Maß zeigt,

“dass beide Dialogpartner jeweils für sich während einer Sitzung entscheiden konnten, wann es Zeit zum Sprechen war und wann Raum für das Schweigen geboten war. (S. 283)

Denkt man daran, dass es sich um eine vergleichsweise gut symbolisierungsfähige, „normal neurotische“ Patientin handelte, dann macht auch das klinischen Sinn. Denn gerade diejenigen Patienten bezeichnen wir wahrscheinlich als „schwerer gestört“, die diese Freiheit sich und ihrem Analytiker nicht einzuräumen in der Lage sind und man kann dann die klinische Frage diskutieren, ob es in der Behandlung solcher Patienten vielleicht ein Etappenziel werden kann, die Behinderung der gegenseitigen Freiheit wieder und wieder zum Thema zu machen.

WER LIEST? WER LEAST?

Die Autoren haben recht, wenn sie in ihrer Schlussbetrachtung darauf verweisen, dass solche forschungsbasierten Einzelfallstudien „sehr selten“ (S. 304) sind, aber nach der übereinstimmenden Auffassung von Psychotherapieforschern verschiedener schulischer Zugehörigkeiten besonders erfolgversprechend sind, wenn wir verstehen wollen, was in unseren Behandlungen genau passiert. Wir können dann einige Oldtimer unserer psychoanalytischen Konzepte durchaus ausmustern, während andere glanzvoll bestätigt werden und als Goldtimer die Zeiten überdauern könnten. Durch die rein optische Präsentation von Transkript und Kommentar gewinnt man einen Eindruck davon, was *Operationalisierung* noch sein könnte jenseits der engen Debatten um diesen Begriff. Man sieht in Parallel-Lektüre, wie feinkörnig psychoanalytische Konzepte das Geschehen in einer Sitzung abbilden können, man sieht auch, welche Stellen unkommentiert bleiben und das dann ein Bedarf da ist, neue Konzepte zu finden und man sieht, dass manchmal Zusammenfassungen präsentiert werden, wo man sich auch die Fortsetzung des Original-Transkriptes wünschen würde. Aber die kann man in Ulm ja anfordern. Eine solche parallele Präsentationsform von Transkript und Kommentar ist nicht ohne eigene Bedeutung. Das Auge liest eben mit.

Ein großes Problem der Zukunft wird sein, wie Forschungen dieses Typs in die Ausbildung integriert werden können. Als Minimum könnte man sich die Arbeit am Transkript vorstellen – zunächst vielleicht an denen des zweiten Bandes der Ulmer Trilogie, weil hier ausführlich Material angeboten wird. Als eine Zwischenstufe könnten dann Transkriptionsseminare eingerichtet werden, wo Kandidaten und Lehranalytiker sich die Mühe machen, eigene Transkripte vorzustellen. Als maximale Stufe wäre eine komplexe Auswertung mit routinisierten Strategien vorstellbar. Dies sollte auch schon deshalb verstärkt diskutiert werden, weil damit praxisnahe Forschungsmöglichkeiten eröffnet werden, die wir unter dem Blick von Öffentlichkeiten intensivieren müssen. Öffentlichkeit – das ist ja nicht nur das, was außerhalb unserer Institute sich abspielt. Nein, auch unsere Kandidaten sind Öffentlichkeit. Sie kommentieren vielfältig unser Tun, beobachten – uns. Von den Beobachtungen *dieser*

Öffentlichkeit hängt viel ab, ihr Blick ist manchmal genau, klug – und scharf. Und ihr Auge least mit!